

Das Land ohne Bargeld

Die Schweden zahlen kaum noch mit Scheinen und Münzen

STOCKHOLM. Während in Deutschland über ein Limit für Barzahlungen gestritten wird, gibt es in Schweden in vielen Bankfilialen längst keine Scheine und Münzen mehr. Die Bürger zahlen meist mit einer App. Bis 2030 wird dort das Bargeld nahezu verschwunden sein, sagen Forscher. Ein Aufregertema für die Bevölkerung ist das nicht.

Im Dom von Uppsala steht seit acht Jahren ein Kollektomat. Er sammelt für eine neue Orgel. Per Klick am Touchscreen entscheiden Kirchgänger über ihre Spendensumme – und zahlen mit Karte. „Es gibt kaum noch Kirchen in Schweden, in denen das anders läuft“, berichtet Ökonom Niklas Arvidsson von der Königlichen Technischen Hochschule in Stockholm. „Sonst wären die Kollekte auch leer, die meisten Schweden haben ja kein Bargeld im Portemonnaie.“ Die Schweden wollen das gar nicht anders. Das Land ist auf dem Weg in die bargeldlose Gesellschaft. „Vielleicht wird Schweden im Jahr 2030 noch nicht ganz ohne Bargeld sein, aber fast“, sagt Volkswirt Arvidsson. 80 Milliarden Kronen sind im Umlauf, vor sechs Jahren waren es noch 106 Milliarden. „Der Bargeldgebrauch sinkt rapide“, sagt

per Smartphone den Betrag an die Mobilnummer des Empfängers, Swish schreibt es sofort gut. „So bezahlen Menschen ihren Freunden einen Kaffee, ziehen Bustickets oder kaufen im Supermarkt ein“, sagt Arvidsson. Mehr als vier Millionen der 9,5 Millionen Schweden haben sich laut der Firma bei Swish registriert.

Sorgen um die Datensicherheit gebe es in der Bevölkerung „nicht ansatzweise so wie in Deutschland“, sagt Arvidsson. In ländlichen Regionen gebe es manchmal Schwierigkeiten mit dem Mobilnetz. Aber sonst? „Für einige Gruppen ist die bargeldlose Gesellschaft schon problematisch. Einige Ältere kommen mit Swish nicht zurecht, und Menschen ohne Konto können gar nicht daran teilhaben.“ Das gelte auch für Flüchtlinge, die ja erst mal kein Konto in Schweden hätten. „Es ist hier inzwischen schwierig, überhaupt an Bargeld zu kommen.“ Die Hälfte der Bankfilialen führt keines mehr. In den anderen wird schon mal die Polizei eingeschaltet, wenn Menschen mit Bargeld kommen. „Bargeld steht für Kriminalität.“ Mit dem Kampf gegen Kriminelle begründet auch die Bundesregierung die von ihr vorgeschlagene Obergrenze von 5000 Euro für Barzahlungen. Bis zu 100 Millionen Euro Schwarzgeld würden jährlich in Deutschland gewaschen, schreibt Rechtswissenschaftler Kai-D. Bussmann von der Uni Halle-Wittenberg in einem Gutachten für das Finanzministerium – das ein solches Limit empfiehlt. Die Möglichkeit, unbegrenzt bar zu zahlen, sei ein Einfallstor für Kriminelle, die ihr illegales Bargeld in ein neu gegründetes Unternehmen einspeisen und dann beim Finanzamt als Umsatz verbuchen. Oder in teure Kunst und Autos investieren.



Die schwedische Krone – ein Auslaufmodell, sagen viele Ökonomen. FOTO: DPA

der Experte. Nur jeder fünfte Einkauf wird noch bar gezahlt. In Deutschland ist es jeder zweite. „Für die schwedische Volkswirtschaft spielt Bargeld kaum noch eine Rolle; das ist hier kein Aufregertema“, sagt Arvidsson. „Da sind die Schweden ganz anders als die Deutschen. Hier finden die meisten das einfach nur praktisch.“ Vor allem dank Swish, einer 2012 von schwedischen und dänischen Banken entwickelten App. Der Zahlende schickt

An der Wirkung gegen Kriminalität zweifeln viele Experten. „Bargeldgrenzen wirken kaum gegen Schwarzgeld“, sagt der Ökonom Friedrich Schneider, der seit Jahren über kriminelle Geldflüsse forscht. „Organisierte Kriminalität findet immer einen Weg.“ Auch Arvidsson sieht die schwedische Bargeldlosigkeit nicht als Wunderwaffe gegen Kriminalität. Zwar gebe es kaum noch Banküberfälle, dafür aber mehr Identitätsdiebstähle, bei denen Konten mit gestohlenen Zugangsdaten leergehäutet würden. **Miriam Bunjes (epd)**



Ein Junge telefoniert in Venezuelas Hauptstadt Caracas vor einem Konterfei des 2013 gestorbenen Präsidenten Hugo Chavez. Dessen Wirtschaftspolitik und die seines Nachfolgers Nicolas Maduro sowie das billige Öl stürzten das Land in eine Wirtschaftskrise. Das Bild rechts zeigt halb leere Ladenregale im Januar in Caracas. FOTOS: DPA



Venezuela macht sein Gold in Bern zu Geld

Das südamerikanische Land stemmt sich gegen die Pleite – und zieht dabei alle Register

Von Christian Mihatsch

CHIANG MAI/CARACAS. Venezuela steht kurz vor der Staatspleite. Um die Schulden noch bedienen zu können und die Importe zu finanzieren, muss die Regierung in Caracas ihre Goldreserven zu Geld machen. Das kann sie nur im Ausland; sie wählt die Schweiz. Die dortige Zollverwaltung führt Buch über die Importe und Exporte von Gold. Im Fall von Venezuela zeigen diese Zahlen Erstaunliches. In den sechs Monaten zwischen dem vergangenen September und diesem Februar hat Venezuela knapp 72 Tonnen Gold in die Schweiz ausgeführt. Die größte Lieferung kam im Januar: mehr als 35 Tonnen.

Dabei ist Venezuela kein großer Goldproduzent. Experten der US-Regierung schätzten die dortige Goldproduktion 2012 auf zwölf Tonnen. Daher kann das viele Gold nur von der venezolanischen Nationalbank BCV stammen. Darauf deutet auch ein Goldtransport im März hin. Die venezolanische Internetseite *El Cooperante* hat den Frachtschein für die Lieferung publiziert. Absender: die BCV. Empfänger war die Zürcher Niederlassung von Brinks, ein Unternehmen, das auf den Transport von Wertsachen spezialisiert ist. Die Fracht: 12,5 Tonnen Goldbarren, verteilt auf 318 „Pappkartons“.

Wegen des Ölpreisverfalls und der Wirtschaftspolitik der Präsidenten Hugo Chavez und seines Nachfolgers Nicolas Maduro steht Venezuela vor dem Staats-

bankrott. Öl macht 95 Prozent aller Exporte aus, doch der Preis für das schwarze Gold ist in den vergangenen zwei Jahren von 120 auf 40 Dollar pro Fass gefallen. Die Inflation wird dieses Jahr auf mehr als 700 Prozent steigen, schätzt der Internationale Währungsfonds. Die Märkte gehen davon aus, dass Venezuela mit einer Wahrscheinlichkeit von 78 Prozent in den nächsten zwölf Monaten bankrottgeht, wie der hohe Preis von Kreditausfallversicherungen zeigt, mit denen sich Anleger dagegen wappnen können.

Der Goldbestand des Landes hat sich seit 2012 wohl halbiert

Venezuela braucht Geld. Laut Nationalbank sind die Währungsreserven des Landes in den vergangenen zwölf Monaten von 21 Milliarden auf noch 14 Milliarden Dollar gefallen. Ein Gutteil davon ist Gold, und das meiste liegt in Tresoren in der venezolanischen Hauptstadt Caracas.

2011 hat der damalige Präsident Chavez angeordnet, dass alle Goldreserven des Landes heimgeholt werden. Anfang 2012 hatte das Land 316 Tonnen Gold in Caracas und weitere 50 Tonnen in London – insgesamt 366 Tonnen. Das meiste des Londoner Golds hat die Bank aber mittlerweile als Pfand hinterlegt. Die venezolanische Zeitung *El Nacional* berichtete 2015, dass 44 Tonnen Gold in London gegen einen Kredit über eine Milliarde Dollar an die US-Bank Citibank verpfändet wurden. Damit blieb de facto nur

noch das Gold in Caracas. Dieses lässt sich dort aber nicht „versilbern“. Die Reinheit des Goldes ist nicht mehr garantiert, weil es den internationalen Goldmarkt verlassen hat. Zudem akzeptiert keine Bank Gold als Pfand, solange dieses physisch unter Kontrolle der Regierung Venezuelas bleibt. Um das Gold zu Geld machen zu können, muss die Zentralbank des Landes Chavez' Goldrepatriierung rückabwickeln und das Gold ins Ausland bringen.

Dies ermöglicht es abzuschätzen, wie viel Gold die BCV noch hat. Per Ende November 2015, der letzte Monat, für den Daten vorliegen, weist die Nationalbank 296 Tonnen Gold aus. Dies beinhaltet wohl auch das Gold, das von der Citibank kontrolliert wird. Als die BCV das Londoner Gold verpfändete, berichtete die Nachrichtenagentur *Reuters*, dass die BCV „das Gold höchstwahrscheinlich in der Bilanz weiter als Teil der Reserven führen kann“. Dies wäre eine innovative Form doppelter Buchhaltung. So würde sowohl der Kredit als auch das Pfand dafür in der Bilanz geführt. Falls die BCV dies tut, hätte sie per Ende November in Wahrheit nur noch 252 Tonnen Gold zur freien Verfügung gehabt. Dank der Schweizer Zollverwaltung ist bekannt, dass Venezuela seither 54 Tonnen in die Schweiz exportiert hat. Das reduziert den Goldbestand auf 198 Tonnen. Rechnet man die Märzlieferung in „Pappkartons“ mit ein, kommt man auf 186 Tonnen. Seit Chavez davon redete, das Gold heimzuholen, hat sich also die Hälfte davon verflüchtigt.

Ein Freiburger allein unter Chinesen

Roland Sladek arbeitet in Shenzhen für den Informationstechnikkonzern Huawei / Er berichtet von seinem Leben und seiner Arbeit zwischen den Kulturen

Von Finn Mayer-Kuckuk

SHENZHEN. Tochter und Sohn sprechen fließend Chinesisch – allerdings mit dem Akzent der Provinz Hubei, wo ihr Kindermädchen herkommt. „Ich versuche, die Kids so oft wie möglich nach Freiburg zu bringen, damit sie ihre Herkunft kennen“, sagt Roland Sladek (42), Manager beim chinesischen Technikkonzern Huawei. Er hat seine Kinder im Freiburger Münster taufen lassen und versucht, bei ihnen Interesse am SC zu wecken. Doch Deutschland hat für die beiden etwas Exotisches, sie sprechen Chinesisch miteinander, sind im Wesentlichen im südchinesischen Shenzhen aufgewachsen.

Wie seine Kinder lebt auch Vater Sladek zwischen den Kulturen. Der Freiburger arbeitet seit knapp fünf Jahren für Huawei. Damit unterscheidet er sich von den meisten ausländischen Managern in China. Die überwiegende Mehrheit arbeitet für westliche Unternehmen, sie sind nur zeitweilig entsandt, und die Mutterhäuser versuchen, ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu gestalten.

Sladek dagegen musste sich voll und ungefiltert auf das Land und auf eine chinesische Firma einlassen.

Die Unternehmenskultur, die der Kommunikationsexperte vorfand, war völlig anders als alles, was er zuvor erlebt hatte. „Wie werde ich ein chinesisches Unternehmen überleben?“, fragte er sich. Schon in den ersten Tagen am Huawei-Hauptquartier fiel ihm auf, dass er anders mit den Mitarbeitern umgehen musste, als er es aus Europa kannte. Die Verständigung läuft in China indirekter. Kritik musste Sladek besser verpacken, als er es gewöhnt war. Es kann in China bereits verletzend wirken, Schwächen nur anzusprechen. Dafür haben die chinesischen Kollegen bessere Antennen dafür, was der Chef ihnen durch die Blume sagen will.

Die chinesischen Mitarbeiter akzeptierten den deutschen Vorgesetzten nur mit Vorbehalten. „Die Beweislast, ob ich etwas kann, lag bei mir“, sagt Sladek. Als Vizechef des Bereichs Medienarbeit musste er sich zunächst beweisen. Erst als er konkrete Erfolge lieferte, tauten die Kollegen auf. Inzwischen hat er das Gefühl, sich ihr Vertrauen erarbeitet zu haben und ist überzeugt, auf ein

loyales Team setzen zu können.

Huawei ist nicht irgendein chinesisches Unternehmen. Während sich die Mehrzahl der Großkonzerne des Landes in staatlicher Hand befindet, ist der Telekommunikationsausrüster ein reines Privatunternehmen. Der Ex-Armee-Techniker Ren Zhengfei hat 1987 damit angefangen, einfache Schaltanlagen für das Telefonnetz anzubieten. Heute gehört der Betrieb zu den globalen Patentweltmeistern und bietet nahezu jedes Produkt aus dem Bereich Telekommunikationstechnik an. Den Endkunden mag der Konzern vor allem für seine Handys bekannt sein, doch vom Netzwerkrechner über Drahtlosausrüstung bis zur Mobilfunkantenne ist alles dabei. Zu den Kunden gehört auch die Deutsche Telekom. Heute liegt der Umsatz auf Augenhöhe mit RWE oder Bayer bei um die 50 Milliarden Euro. Für viele Produktgruppen ist Huawei Marktführer.

Auf dem Weg an die Weltspitze hat der Aufsteiger etablierte Namen wie Ericsson



Robert Sladek

FOTO: FINN MAYER-KUCKUK

oder Nokia hinter sich gelassen. Bei Smartphones ist das Unternehmen weltweit die Nummer drei hinter Samsung und Apple. Bei Huawei hat Sladek nun 170 000 Kollegen – die meisten davon Ingenieure, die an neuen Produkten tüfteln. Die Firma ist nicht an der Börse notiert, sondern gehört in unterschiedlichen Anteilen den festangestellten Mitarbeitern.

Huawei ist also ein rein chinesisches Gewächs. Das macht zugleich die Arbeit für Sladek zu etwas Besonderem – und zuweilen auch schwierig. Die amerikani-

sche Regierung begegnet Huawei mit chronischem Misstrauen. Ist die Firma nicht von einem ehemaligen Soldaten gegründet? Greifen ihre Netzrechner womöglich Daten ab? US-Telekomfirmen verweigerten Huawei auf Druck aus Washington lange Zeit die Aufträge. „Plötzlich ging es um hohe Politik – das reinste Minenfeld“, sagt Sladek. Er musste sich erst in die diplomatischen Beziehungen zwischen China und den USA einlesen, bevor er hier kompetent agieren konnte.

Auch für seine Familie änderte sich viel. Sladeks Frau hätte sich nie träumen lassen, ihr Kind in einer Stadt namens Shenzhen auf die Welt zu bringen. Sohn und Tochter sind jetzt die einzigen ausländischen Kinder in ihrem Kindergarten. Vielleicht werden sie einmal in China zur Schule gehen. Die Verschränkung der Freiburger Familie Sladek mit China nimmt eher noch zu. Auch der Vater er tappt sich dabei, immer chinesischer zu denken – was ihm im Alltag bei Huawei sehr zugutekommt.